

Jean Améry



Jenseits von Schuld und Sühne Bewältigungsversuche eines Überwältigten

Klett-Cotta

zukünftiges Leben. Mir scheint das das Positivste zu sein, was man zu diesem Buch sagen kann.
Helmut Heißenbüttel

Der Autor:
Jean Améry wurde am 31. 10. 1912 in Wien geboren. Studium der Literatur und Philosophie. 1938 Emigration nach Belgien. Teilnahme an der Widerstandsbewegung. 1943 Verhaftung, zwei Jahre KZ-Haft. Nach 1945 in Brüssel als freier Schriftsteller und Rundfunkmitarbeiter tätig. 1970 wurde er mit dem Deutschen Kritikerpreis ausgezeichnet. 1971 mit dem Literaturpreis der Bayerischen Akademie der Schönen Künste. 1977 mit dem Lessingpreis der Freien und Hansestadt Hamburg. Améry nahm sich 1978 in Salzburg das Leben.

Als ich 1964 im Goetheinstitut in Brüssel Jean Améry kennenlernte, wußte ich nicht, wer er war. Aber mein Interesse war vom ersten Wort an, das er sagte, geweckt. Er erzählte, daß er nun endlich seine Erfahrungen im KZ, in der Folter der SS, aber auch mit der zögernden Rückwendung zum Nachkriegsdeutschland artikulieren wollte, daß er sich Klarheit über die unmögliche Rolle verschaffen wollte, die er als Jude und als Deutscher zu spielen hatte. Wir verabredeten eine erste Sendung in dem Programm, das ich in Stuttgart verwaltete, über die »Begegnung des Intellektuellen mit Auschwitz«. Der Essay, von Améry selber gesprochen, wurde am 19. 10. 1964 gesendet und mit spontaner Anteilnahme aufgenommen. Heute, rückblickend, rücklesend, scheint mir, als sei bereits in diesem ersten Versuch im Keim alles das enthalten, was dann Améry in den folgenden Jahren, bis heute, geschrieben hat. Die ganz persönliche Position, die auch vor der Aufdeckung des Privaten nicht zurückschreckt, das parabolische Erzählen, die scharf und rational nachdenkende Durchdringung des Stoffes, das alles kennzeichnete, überdies in einer extremen Exempelsituation, schon die, wenn man so sagen kann, Bewältigung der Erfahrung Auschwitz. Die Essays, die dann unter dem Buchtitel »Jenseits von Schuld und Sühne« veröffentlicht wurden, erlauben ein Wort wie das von der Bewältigung der Vergangenheit, das sonst so leer klingt. In der unnachgiebigen und zugleich nervös aufmerksamen, an Jean Paul Sartre geschulten Reflexion Amérys wird Erfahrung des vergangenen Erlebens verwandelt in Lernstoff für

»Als ich 1964 im Goetheinstitut in Brüssel Jean Améry kennenlernte, wußte ich nicht, wer er war. Aber mein Interesse war vom ersten Wort an, das er sagte, geweckt. Er erzählte, daß er nun endlich seine Erfahrungen im KZ, in der Folter der SS, aber auch mit der zögernden Rückwendung zum Nachkriegsdeutschland artikulieren wollte, daß er sich Klarheit über die unmögliche Rolle verschaffen wollte, die er als Jude und als Deutscher zu spielen hatte... Die Essays, die dann unter dem Buchtitel »Jenseits von Schuld und Sühne« veröffentlicht wurden, erlauben ein Wort wie das von der Bewältigung der Vergangenheit, das sonst so leer klingt. In der unnachgiebigen und zugleich nervös aufmerksamen, an Jean Paul Sartre geschulten Reflexion Amérys wird Erfahrung des vergangenen Erlebens verwandelt in Lernstoff für zukünftiges Leben. Mir scheint das das Positivste zu sein, was man zu diesem Buch sagen kann.«
Helmut Heißenbüttel

Die erste Auflage dieses Buches erschien 1966 im Szczesny Verlag

INHALT

Vorwort zur Neuauflage 1977	7
Vorwort zur ersten Ausgabe 1966	15
An den Grenzen des Geistes	18
Die Tortur	46
Wieviel Heimat braucht der Mensch?	74
Resentiments	102
Über Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein	130

Klett Cotta
© J. C. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger GmbH, gegr. 1659,
Stuttgart 1977
Alle Rechte vorbehalten
Fotomechanische Wiedergabe
nur mit Genehmigung des Verlages
Printed in Germany
Schutzumschlag: Klett-Cotta-Design
Auf säure- und holzfreiem Werkdruckpapier gedruckt
und in Fadenheftung gebunden von Gutmann, Tälheim
Einbandstoff: Regendeinen
Vierte Auflage, 2000
ISBN 3-608-93416-2

UBER ZWANG UND UNMÖGLICHKEIT, JUDE ZU SEIN

Nicht selten, wenn mich im Gespräch ein Partner hineinreißt in einen Plural – sobald er nämlich in einem beliebigen Zusammenhang meine Person einfaßt und zu mir sagt: »Wir Juden...« – fühle ich ein nicht gerade quälendes, aber doch tiefstizzendes Unbehagen. Ich habe lange versucht, diesem peniblen psychischen Mißbefinden auf den Grund zu kommen, und es wurde mir nicht ganz leicht. Ist es so, daß ich, der einstige Auswirthzähfling, dem es wahrhaftig nicht an Gelegenheit gefehlt hat, zu erkennen, was er ist, was er sein muß – ist es denkbar, daß ich immer noch kein Jude sein wollte, wie vor Jahrzehnten, als ich weiße Wadenstrümpfe trug, eine lederne Kniehose und unruhig mein Spiegelbild beäugte, ob es mir wohl einen ansehnlichen deutschen Jüngling zeige? Natürlich nicht. Die Torheit der Verkleidung ins immerhin Angestammte liegt sehr lange zurück. Es ist mir recht, daß ich kein deutscher Jüngling war und kein deutscher Mann bin. Wie immer die Maske mir angestanden haben mochte, sie liegt in der Rumpelkammer. Wenn heute Unbehagen in mir aufsteigt, sobald ein Jude mich mit legitimer Selbstverständlichkeit einbezieht in seine Gemeinschaft, dann ist es nicht darum, weil ich kein Jude sein will: nur weil ich es nicht sein kann. Und es doch sein muß. Und mich diesem Müssen nicht bloß unterwerfe, sondern es ausdrücklich anfordere als einen Teil meiner Person. Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein, das ist es, was mir eine un-

deutliche Pein schafft. Von diesem Zwang, dieser Unmöglichkeit, von dieser Drangsal, diesem Unvermögen habe ich hier zu handeln und kann hierbei nur ungewiß hoffen, das Individuelle sei beispielhaft genug, auch jene zu betreffen, die Juden weder sind noch sein müssen.

Von der Unmöglichkeit zuvor. Wenn Jude sein heißt, mit anderen Juden das religiöse Bekenntnis zu teilen, zu partizipieren an jüdischer Kultur- und Familientradition, ein jüdisches Nationalideal zu pflegen, dann befinde ich mich in aussichtsloser Lage. Ich glaube nicht an den Gott Israels. Ich weiß sehr wenig von jüdischer Kultur. Ich sehe mich, einen Knaben, Weihnachten zur Mitternachtsmette durch ein verschneites Dorf stapfen; ich sehe mich in keiner Synagoge. Ich höre meine Mutter Jesus, Maria und Josef anrufen, wenn kleines häusliches Unglück sich ereignet; ich höre keine hebräische Beschwörung des Herrn. Das Bild des Vaters – den ich kaum gekannt habe, denn er blieb dort, wohin sein Kaiser ihn geschickt hatte und sein Vaterland ihn am sichersten aufgehoben wußte – zeigte mir keinen bärtigen jüdischen Weisen, sondern einen Tiroler Kaiserjäger in der Uniform des ersten Weltkriegs. Ich war neunzehn Jahre alt, als ich von der Existenz einer jiddischen Sprache vernahm, wiewohl ich andererseits genau wußte, daß meine religiös und ethnisch vielfach gemischte Familie den Nachbarn als eine jüdische galt und niemand in meinem Hause daran dachte, das ohnehin Unverschleierbare ableugnen oder vertuschen zu wollen. Ich war Jude, so wie einer meiner Mitschüler Sohn eines bankrotten Wirtes war: wenn der Knabe mit sich allein war, mochte der geschäftliche Niedergang der Seinen so gut wie nichts für ihn bedeutet haben; wenn er sich unter uns andere mischte, verkroch er sich wie wir selber in grollende Verlegenheit.

Meint also Jude sein einen kulturellen Besitz, eine religiöse Verbundenheit, dann war ich keiner und kann niemals einer

werden. Freilich, es ließe sich einwenden, daß ein Besitz sich erringen, eine Bindung sich eingehen läßt und daß demnach Jude sein die Sache sein könnte eines freien Entschlusses. Wer würde mich wohl daran hindern, die hebräische Sprache zu erlernen, jüdische Gedichte und Geschichten zu lesen, auch ohne Glauben teilzunehmen an dem zugleich religiösen und nationalen jüdischen Ritual? Ich könnte, wohlversehen mit aller gebotenen jüdischen Kulturkenntnis von den Propheten bis zu Martin Buber, nach Israel auswandern und mich Jochanaan nennen. Ich habe die Freiheit, mich als einen Juden zu wählen, und sie ist meine ganz persönliche und allgemein menschliche Ehre. So wird mir versichert.

Habe ich sie denn aber auch wirklich? Ich glaube es nicht. Wäre Jochanaan, stolzer Träger einer neuen selbsterworbenen Identität, durch seine supponierte gründliche Kenntnis des Chassidismus wohl davor gefeit, am 24. Dezember an einen Weihnachtsbaum mit vergoldeten Nüssen zu denken? Würde der fließend des Hebräischen sich bedienende, aufrechte Israeli so völlig den weißbestrumpften, einen bodenständigen Dialekt forciierenden Jüngling auslöschen können? Der Identitätswechsel, ein so anregendes Spiel in der modernen Literatur, in meinem Fall jedoch eine Herausforderung, vor der man in seiner menschlichen Totalität ohne den Ausweg einer Zwischenlösung besteht oder nicht – mir scheint, er hätte alle Voraussetzungen des Mißlingens. Man kann an eine Tradition, die man verloren hat, wieder anknüpfen. Man kann sie aber nicht frei für sich erfinden, das ist es. Da ich kein Jude war, bin ich keiner; und da ich keiner bin, werde ich keiner sein können. Jochanaan, am Karneval heimgesucht und heimgeholt von Erinnerungen an Alpentäler und das Glöcklerlaufen, wäre noch inauthentischer als einst der Wadenstrumpfjüngling. Die Dialektik der Selbstverwirklichung: zu sein, der man ist, indem man zu dem wird, der man sein soll und will, sie ist für mich blok-

kiert. Denn das Etwas-Sein, nicht als metaphysische Essenz, sondern als einfache Aufladung des früh Erfahrenen, hat unweigerlich die Priorität. Jedermann muß sein, der er in den ersten, wenn später auch verschütteten Lebensschichten war. Keiner kann werden, was er vergebens in seinen Erinnerungen sucht.

So ist es mir denn nicht erlaubt, Jude zu sein. Kann ich aber, da ich es doch sein muß und dieses Müssen mir die Wege verlegt, auf denen ich anderes als Jude sein dürfte, mich überhaupt nicht finden? Muß ich es denn abmachen, ohne Geschichte, als Schatten des Universell-Abstrakten, das es nicht gibt, und mich flüchten in die Leerformel, ich sei eben ein Mensch? Abwarten. Wir sind noch nicht so weit. Da der Zwang da ist – und wie gebieterisch! –, wird sich vielleicht auch die Unmöglichkeit auflösen lassen. Man will doch leben, ohne sich zu verbergen, wie ich es in der Illegalität tat, und ohne sich ins Abstrakte zu verflüchtigen. Ein Mensch? Gewiß doch, wer wollte es nicht sein. Nur ist man Mensch erst, wenn man Deutscher, Franzose, Christ, Angehöriger einer beliebigen definierbaren sozialen Gemeinschaft ist. Ich muß Jude sein und werde es sein, ob mit oder ohne Religion, innerhalb oder außerhalb einer Tradition, ob Jean, Hans oder Jochanaan. *Warum* ich es sein muß, davon ist hier zu sprechen.

Es begann nicht damit, daß dem Knaben Mitschüler sagten: Eigentlich seid ihr doch Juden. Auch nicht mit der Schlägerei auf der Rampe der Universität, bei der mir zum erstenmal, lange vor Hitlers Machtantritt, eine Nazifaust einen Zahn heraussschlug. Wir sind Juden, ja, und was weiter? antwortete ich dem Kameraden. Heute mein Zahn, morgen der deine, und hol' euch der Teufel, dachte ich mir nach der Prügelei und trug meine Zahnlücke stolz wie eine interessante Duellverletzung.

Es fing erst an, als ich 1935 in einem Wiener Café über

einer Zeitung saß und die eben drüben in Deutschland erlassenen Nürnberger Gesetze studierte. Ich brauchte sie nur zu überfliegen und konnte schon gewahr werden, daß sie auf mich zutrafen. Die Gesellschaft, sinnfällig im nationalsozialistischen deutschen Staat, den durchaus die Welt als legitimen Vertreter des deutschen Volkes anerkannte, hatte mich soeben in aller Form und mit aller Deutlichkeit zum Juden gemacht, beziehungsweise sie hatte meinem früher schon vorgehandenen, aber damals nicht folgenschweren Wissen, daß ich Jude sei, eine neue Dimension gegeben.

Welch eine? Keine aufs erste auslotbare. Ich war, als ich die Nürnberger Gesetze gelesen hatte, nicht jüdischer als eine halbe Stunde zuvor. Meine Gesichtszüge waren nicht mediterran-semitischer geworden, mein Assoziationsbereich war nicht plötzlich durch Zauberkraft aufgefüllt mit hebräischen Referenzen, der Weihnachtsbaum hatte sich nicht magisch verwandelt in den siebenarmigen Leuchter. Wenn das von der Gesellschaft über mich verhängte Urteil einen greifbaren Sinn hatte, konnte es nur bedeuten, ich sei fürderhin dem Tode ausgesetzt. Dem Tode. Nun, dem gehören wir alle an, über kurz oder lang. Aber der Jude, als der ich durch Gesetzes- und Gesellschaftsbeschuß jetzt dastand, der war ihm enger versprochen schon mitten im Leben, dessen Tage waren eine zu jeder Sekunde widerrufbare Ungnadensfrist. Ich glaube nicht, daß ich unstatthafterweise Auschwitz und die Endlösung schon ins Jahr 1935 rückprojiziere, wenn ich heute diese Überlegungen anstelle. Vielmehr bin ich gewiß, daß ich in der Tat in diesem Jahr, in diesem Augenblick der Gesetzeslesektüre die Todesdrohung, richtiger: das Todesurteil schon vernahm, und dazu gehörte ja auch keine besondere Geschichtsempfindlichkeit. Hatte ich denn nicht schon hundertmal die an den Erwachensaufwurf Deutschlands geknüpften Schicksalsbeschwörung vernommen, daß der Jude zugrundegehen möge? »Juda verrecke!« – das war etwas durchaus

anderes als das fast fröhliche »L'aristocrat, à la lanterne!«. Es war, auch wenn man nicht bedachte oder gar nicht wußte, daß es geschichtlich anknüpfte an zahllose Pogroms der Vergangenheit, kein revolutionärer Radau, sondern die in einem Slogan – Kriegsruuf! – verdichtete, wohldurchdachte Forderung eines Volkes. Ich hatte auch in diesen Tagen einmal in einer deutschen illustrierten Zeitung das Photo einer Winterhilfeveranstaltung in einer rheinischen Stadt gesehen, und da prangte im Vordergrund, vor dem elektrisch strahlenden Lichterbaum ein Spruchband des Textes »Keiner soll hungern, keiner soll frieren, aber die Juden sollen krepieren...«. Und nur drei Jahre danach hörte ich am Tage der Eingliederung Osterreichs ins Großdeutsche Reich im Rundfunk Joseph Goebbels heulen, man solle doch nur ja kein Wesens davon machen, daß sich jetzt in Wien ein paar Juden umbrächten.

Jude sein, das hieß für mich von diesem Anfang an, ein Toter auf Urlaub sein, ein zu Ermordender, der nur durch Zufall noch nicht dort war, wohin er rechtens gehörte, und dabei ist es in vielen Varianten, in manchen Intensitätsgraden bis heute geblieben. In der Todesdrohung, die ich zum erstenmal in voller Deutlichkeit beim Lesen der Nürnberger Gesetze verspürte, lag auch das, was man gemeinhin die methodische »Entwürdigung« der Juden durch die Nazis nennt. Anders formuliert: der Würdeentzug drückte die Morddrohung aus. Wir konnten es jahrelang täglich lesen und hören. Wir waren faul, böse, häßlich, fähig nur zur Untat, klug nur, soweit wir die anderen übers Ohr hauten. Wir waren unfähig zur Staatenbildung, aber auch keineswegs geeignet zur Angleichung an die Wirtsvölker. Unsere Körper, wohlbehaart, fett und krummbeinig, besudelten durch ihre bloße Anwesenheit öffentliche Badeanstalten, ja sogar Parkbänke. Unsere scheußlichen Gesichter, verderbt und verdorben durch abstehende Ohren und Hängenasen, waren

den Mitmenschen, Mitbürgern von gestern ein Ekel. Wir waren nicht liebens- und darum auch nicht des Lebens würdig. Unser einziges Recht, unsere einzige Pflicht war, uns selber aus der Welt zu schaffen.

Über die Entwürdigung der Juden, von der für mich feststeht, daß sie lange schon vor Auschwitz mit der Todesdrohung identisch war, hat in seinen »Betrachtungen zur Judenfrage« Jean-Paul Sartre bereits 1946 ein paar immer noch gültige Erkenntnisse ausgebreitet. Es gebe kein »Judenproblem«, hat er gemeint, nur ein Problem des Antisemitismus; durch den Antisemiten sei der Jude in eine Situation gedrängt worden, in der er sich das Bild seiner selbst vom Feinde habe aufprägen lassen. Beides scheint mir unanfechtbar. Nur konnte Sartre in seinem kurzen phänomenologischen Aufriß nicht die ganze zermalmende Pression des Antisemitismus beschreiben, die den Juden dahin gebracht hatte, ganz abgesehen davon, daß der große Autor selbst sie wahrscheinlich nicht in ihrer ganzen unwiderstehlichen Gewalt erfaßte. Der Jude- und Sartre spricht hier ohne Setzung eines Wertakzentes vom »inauthentischen«, das heißt, dem Mythos vom »universalen Menschen« verfallenen Juden - unterwirft sich auf seiner Flucht vor dem jüdischen Schicksal der Macht seines Unterdrückers. Doch muß man ihm zugute halten, daß er in den Jahren des Dritten Reiches mit dem Rücken gegen die Wand stand, und auch die war feindlich. Es gab keinen Ausweg. Denn es war ja nicht so, daß etwa nur parteimäßig geeichte, radikale Nazis uns die Würde des Geliebterdens und damit des Lebens absprachen. Ganz Deutschland, was sage ich - die ganze Welt nickte zu dem Unternehmen mit dem Kopfe, wenn auch da und dort mit einem gewissen oberflächlichen Bedauern.

Man muß sich erinnern. Als nach dem zweiten Weltkrieg sich Flüchtlingsströme aus den diversen kommunistisch beherrschten Ländern nach dem Westen ergossen, wetteiferten

die Staaten dieser als frei reputierten Welt in Aufnahme- und Hilfsbereitschaft, wiewohl es nur einer verschwundenen Minderheit unter all den Emigranten in ihren Heimatländern direkt ans Leben gegangen wäre. Uns aber, auch als für jeden Einsichtigen längst schon hätte feststehen müssen, was unser wartete im Deutschen Reich, wollte keiner haben. Da mußte es denn notwendigerweise dahin kommen, daß die Juden, ob authentisch oder nicht, ob geborgen in der Illusion eines Gottes und einer nationalen Erwartung oder assimiliert, in sich keine Widerstandskräfte fanden, wenn der Feind ihnen das Bild des Streicherschen »Stürmers« in die Haut brannte. Es hatte aber, wohlgemerkt, diese Hinfälligkeit nur wenig zu tun mit dem klassischen jüdischen Selbsthaß einer assimilationswilligen und assimilationswütigen deutschen Judenheit der Zeit vor Ausbruch des Nazismus. Die Selbsthasser hatten geglaubt, nicht sein zu können, was sie so sehr sein wollten: Deutsche, und hatten sich darum verschmäht. Sie hatten als Nichtdeutsche ihre Existenz nicht auf sich nehmen wollen, doch hatte niemand sie gezwungen, sich als Juden zu verwerfen. Wenn dagegen zwischen 1933 und 1945 gerade die hellsten und aufrichtigsten Köpfe unter den Juden, authentischen oder inauthentischen, zeitweilig kapitulierten vor Streicher, dann war das ein durchaus anderer, nicht mehr moralischer, sondern sozialphilosophischer Akt der Abdankung. Die Welt, so mußten sie sich wohl sagen, sieht uns so und so, faul, häßlich, unbrauchbar, böse; was hat es angesichts solchen Welteinverständnisses noch für einen Sinn zu widersprechen und zu sagen, daß wir es nicht *seien*? Die Übergabe der Juden an das Stürmerbild ihrer selbst war nichts als die Anerkennung einer gesellschaftlichen Realität: gegen diese hat eine Berufung auf eine Selbsteinschätzung anderer Ordnung bisweilen lächerlich oder närrisch erscheinen müssen.

Man muß freilich dabei gewesen sein, will man mitreden.

Denke ich an die soziale Realität der überall vor uns sich aufrichtenden Mauer der Ablehnung, fällt mir mein Aufenthalt in Auschwitz-Monowitz ein. Es gab da im Lager selbst, aber auch unter den sogenannten freien Arbeitern auf der Arbeitsstätte, eine strikte ethnische Hierarchie, von den Nazis über uns alle verhängt. Ein Reichsdeutscher galt mehr als ein Volksdeutscher. Ein flämischer Belgier war mehr wert als ein wallonischer. Ein Ukrainer aus dem Generalgouvernement rangierte besser als sein polnischer Landsmann. Ein Ostarbeiter war schlechter angesehen als ein Italiener. Tief unten auf den ersten Leitersprossen befanden sich die KZ-Häftlinge, und unter ihnen wieder hatten die Juden den niedrigsten Rang. Es gab keinen noch so verkommenen nichtjüdischen Berufsverbrecher, der nicht hoch über uns gestanden wäre. Die Polen, ob echte Freiheitskämpfer, die man nach der unglücklichen Warschauer Insurrektion ins Lager geworfen hatte, oder nur kleine Taschendiebe, verachteten uns einhellig. Desgleichen halbalphabetische weißrussische Arbeiter. Aber auch Franzosen. Noch höre ich einen freien französischen Arbeiter diskutieren mit einem jüdisch-französischen KZ-Häftling. »Je suis Français«, sagte der Häftling. »Français, toi? Mais, tu est juif, mon ami«, gab ihm sein Landsmann sachlich und ohne Feindseligkeit zurück, denn er hatte in einer Mischung aus Furcht und Indifferenz die Lektion der deutschen Herren Europas gelernt. Ich wiederhole: Die Welt war einverstanden mit dem Platz, den die Deutschen uns zugewiesen hatten, die kleine Welt im Lager und die große draußen, die nur in seltenen und heroischen Einzelfällen sich protestierend erhob, wenn man uns in Wien oder Berlin, in Amsterdam, Paris oder Brüssel nachts aus den Wohnungen holte.

Dem Entwürdigungsprozeß gegen uns Juden, der mit der Verkündung der Nürnberger Gesetze anhub und in direkter Konsequenz bis nach Treblinka führte, entsprach auf unse-

rer, meiner Seite ein symmetrischer Prozeß um Wiedergewinn der Würde. Er ist bis heute für mich nicht abgeschlossen. Meine Bemühung, mir klar zu werden über seine Stadien und sein vorläufiges Ergebnis, sei hier bezeugt, verbunden mit der Bitte an den Leser, mich dabei eine Strecke zu begleiten. Sie ist kurz, aber schwierig zu begehen und voll von Hindernissen und Fußangeln. Denn, schließlic, wie verhält es sich eigentlich mit der Würde, die man mir 1935 erstmals absprach, mir offiziell vorenthielt bis 1945, die man mir vielleicht heute noch nicht zuerkennen will und die ich darum auf eigene Hand gewinnen muß? Was ist Würde überhaupt?

Man kann es versuchen mit einer Umkehrung der weiter oben vollzogenen Identifizierung von Entwürdigung und Todesdrohung. Wenn ich recht überlegte, daß der Würdentzug nichts anderes war als potentieller Lebensentzug, dann müßte Würde das Recht auf Leben sein. Wenn es weiterhin richtig war, was ich sagte, daß nämlich Zubilligung und Aberkennung der Würde Akte sozialen Einverständnisses sind, Urteile also, gegen die es keine Berufung gibt auf das »Selbstverständnis«, so daß es denn sinnlos wäre, gegen die Sozialgemeinschaft, die uns die Würde entzieht, zu argumentieren mit der Behauptung, daß wir uns sehr wohl würdig »fühlten« – wenn all dies stimmte, wäre jede Bemühung um Wiedererlangung der Würde ohne Wert gewesen und wäre es noch immer. Entwürdigung, das heißt: leben unter der Todesdrohung, wäre ein unentrichtbares Schicksal. Nur verhält es sich glücklicherweise nicht ganz so, wie diese Logik es will. Wohl ist wahr: Würde, sei es eine beliebige Amtswürde, sei es Berufs- oder ganz allgemein Bürgerwürde, kann nur von der Gesellschaft verliehen werden, und der bloß im individuellen Innenraum erhobene Anspruch (»Ich bin ein Mensch und habe als solcher meine Würde, was immer ihr tun und sagen mögt!«) ist leere Denk-

spielerei oder Wahn. Jedoch kann der entwürdigte, todesbedrohte Mensch – und hier durchbrechen wir die Logik der Aburteilung – die Gesellschaft von seiner Würde überzeugen, indem er sein Schicksal auf sich nimmt und sich zugleich in der Revolte dagegen erhebt.

Der erste Akt muß die uneingeschränkte Anerkennung des Urteilspruchs der Sozietät als einer gegebenen Wirklichkeit sein. Als ich 1935 die Nürnberger Gesetze las und mir bewußt wurde, nicht nur, daß sie auf mich zutrafen, sondern daß sie der juristisch-textlich zusammengefaßte Ausdruck waren des schon vorher von der deutschen Gesellschaft durch ihr »Verreckel« gefällten Urteilspruches, hätte ich geistig die Flucht ergreifen, die Verteidigungsmechanismen anlaufen lassen und damit meinen Prozeß um Rehabilitation verlieren können. Dann hätte ich mir gesagt: So, so, dies ist also der Wille des nationalsozialistischen Staates, des deutschen pays légal; er hat aber nichts zu schaffen mit dem wirklichen Deutschland, dem pays réel, dieses denkt gar nicht daran, mich auszustoßen. Oder ich hätte argumentieren können, daß es eben nur Deutschland sei, ein leider in einem blutigen Wahn versinkendes Land, das mich da absurderweise zum Untermenschen im eigentlichen Wortsinne stempelte, während zu meinem Heil die große und weite Welt draußen, in der es Engländer, Franzosen, Amerikaner, Russen gibt, gefeit ist gegen die Deutschland geißelnde kollektive Paranoia. Oder ich hätte schließlich, selbst unter Verzicht auf die Illusion sowohl eines deutschen pays réel als auch einer gegen die deutsche Geistesstörung immunen Welt, mir zusprechen können: Was immer man von mir auch sage, es ist nicht wahr. Wahr bin ich nur, als der ich mich selber im Innenraum sehe und verstehe; ich bin, der ich für mich und in mir bin, nichts anderes.

Ich will nicht sagen, daß ich nicht bisweilen solcher Versuchung unterlag. Ich kann nur bezeugen, daß ich ihr schließlich

lich widerstehen lernte und daß ich schon damals, 1935, dumpf die Nötigung verspürte, die Welt, die keineswegs in entrüsteter Einhelligkeit mit dem Dritten Reich alle Beziehungen abbrach, von meiner Würde zu überzeugen. Ich verstand, wenn auch undeutlich, daß ich zwar den Urteilspruch als einen solchen akzeptieren müsse, aber die Welt zwingen könne, ihn zu revidieren. Ich nahm das Welturteil an, mit dem Entschluß, es in der Revolte zu überwinden.

Revolte, freilich, das ist auch so ein Donnerwort. Es könnte glauben machen, ich sei ein Held gewesen oder wolle mich fälschlich als einen solchen präsentieren. Ich war nichts weniger als ein Held. Wenn die kleinen grauen Volkswagen mit dem Nummernschild POL meinen Weg kreuzten, erst in Wien, dann in Brüssel, verschlug es mir den Atem vor Angst. Wenn der Kapo ausholte zum Schlag, blieb ich nicht stehen, ein Fels, sondern duckte mich. Und doch. Ich habe versucht, den Prozeß zur Wiedererlangung meiner Würde einzuleiten, und das hat mir jenseits des physischen Überlebens eine Minichance eröffnet, das Ungeheure auch moralisch zu überstehen. Viel habe ich nicht vorzubringen zu meinen Gunsten, doch sei es notiert. Ich nahm es auf mich, ein Jude zu sein, wiewohl es gewisse Möglichkeiten zu einem Arrangement gegeben hätte. Ich ging den Pakt ein mit einer Widerstandsbewegung, deren realpolitische Aussichten sehr gering waren. Auch habe ich am Ende wiedererlernt, was ich und meinesgleichen oft vergessen hatten und worauf es mehr ankam als auf moralische Widerstandskraft: zurückzuschlagen.

Ich sehe vor mir den Häftlingsvorarbeiter Juszek, einen politischen Berufsverbrecher von schreckenerregender Rüstigkeit. Der schlug mich einmal in Auschwitz einer Bagatelle wegen ins Gesicht, so war er es gewohnt zu verfahren mit allen Juden, die seinem Kommando unterstanden. In diesem Augenblick, ich fühlte es mit durchdringender Schärfe, war es an mir, einen Schritt weiterzugehen in meinem langan-

dauernden Berufungsprozeß gegen die Gesellschaft. Ich schlug in offener Revolte den Vorarbeiter Juszek meinerseits ins Gesicht: meine Würde saß als Faustschlag an seinem Kiefer – und daß dann am Ende ich, der körperlich viel Schwächere, es war, der unterlag und heillose Prügel bekam, hatte keine Bedeutung mehr. Ich war, schmerzhaft verprügelt, mit mir zufrieden. Aber nicht etwa wegen des Mutes und der Ehre, nur weil ich gut begriffen hatte, daß es Lebenslagen gibt, in denen der Körper unser ganzes Ich und unser ganzes Schicksal ist. Ich war mein Körper und nichts sonst: im Hunger, im Schlag, den ich erlitt, im Schlag, den ich zufügte. Mein Körper, ausgemergelt und schmutzverkrustet, war meine Misere. Mein Körper, wenn er sich zum Hieb anspannte, war meine physisch-metaphysische Würde. Die körperliche Gewalttätigkeit ist in Situationen wie der meinsten das einzige Mittel zur Wiederherstellung einer dislozierten Persönlichkeit. Ich war ich als ein Schlag – für mich selbst und für den Gegner. Was ich später in dem Buche von Frantz Fanon »Les damnés de la terre« in einer Analyse des Verhaltens der Kolonialvölker theoretisch ausgeführt gelesen hatte, nahm ich damals vorweg, als ich meine Würde sozial durch einen Faustschlag in ein Menschenantlitz verwirklichte. Jude sein, das war Annahme des Todesurteils durch die Welt als eben eines Welturteils, vor dem Flucht in die Innerlichkeit nur Schmach gewesen wäre, zugleich aber der physische Aufruhr dagegen. Ich wurde Mensch, nicht indem ich mich innerlich auf mein abstraktes Menschentum betief, sondern indem ich mich in der gegebenen gesellschaftlichen Wirklichkeit als revoltierender Jude auffand und ganz realisierte.

Der Prozeß, sagte ich, ging und geht weiter. Er ist zur Stunde für mich weder gewonnen noch verloren. Es gab nach dem Zusammenbruch des nationalsozialistischen Reiches eine knappe Weltstunde, in der ich glauben durfte, alles sei von

Grund auf verwandelt. Damals konnte ich für kurze Zeit die Illusion hegen, meine Würde sei in vollem Umfang wiederhergestellt, durch die eigene, wenn auch noch so beschiedene Aktivität in der Résistance, durch den heldischen Aufstand des Warschauer Gettos, vor allem aber durch die Verachtung, die die Welt meinen Entwürdigern bezeugte. Ich konnte meinen, der Würdeentzug, den wir erfahren hatten, sei ein geschichtlicher Irrtum gewesen, eine Aberration, eine kollektive Krankheit der Welt, von der diese genesen war im Augenblick, da in Reims deutsche Generäle vor Eisenhower die Kapitulationsurkunde unterzeichneten. Ich wurde bald eines Schlechteren belehrt. In Polen und in der Ukraine gab es, noch während man gerade erst die Massengräber der Juden entdeckte, antisemitische Unruhen. In Frankreich hatte sich die allemal anfällige kleine Bourgeoisie anstecken lassen von den Besatzern. Wenn Überlebende und Geflüchtete zurückkehrten und ihre alten Wohnungen anforderten, kam es vor, daß schlichte Hausfrauen in eigentümlicher Mischung von Genußtunung und Verdruß sagten: »Tiens, ils reviennent, on ne les a tout de même pas tous tués.« Selbst in Ländern, die vordem so gut wie keinen Antisemitismus gekannt hatten, wie in Holland, gab es als Relikt der deutschen Propaganda plötzlich ein »Judenproblem«, wiewohl kaum noch Juden. England sperrte sein Mandatsgebiet Palästina jenen den Lagern und Kerkern entronnenen Juden, die einzuwandern versuchten. In sehr kurzer Zeit mußte ich erkennen, daß wenig sich geändert hatte, daß ich weiterhin der befristet Mordverurteilte war, auch wenn der potentielle Henker sich jetzt vorsichtig zurückhielt oder allenfalls sogar laut seine Mißbilligung des Geschehenen beteuerte.

Ich verstand die Wirklichkeit. Aber hätte sie mich etwa veranlassen dürfen, mich, wie man so sagt, auseinanderzusetzen mit dem Antisemitismus? Gar nicht. Der Antisemitismus und die Judenfrage als geschichtliche, sozialbedingte,

geistige Erscheinungen gingen und gehen mich nichts an. Sie sind ganz und gar Sache der Antisemiten, ihre Schande oder ihre Krankheit. Die Antisemiten haben zu bewältigen, nicht ich. Ich würde ihnen in die unsauberen Hände spielen, wollte ich untersuchen, welchen Anteil an den Judenverfolgungen religiöse, ökonomische und andere Faktoren haben. Wenn ich mich einlicße auf derlei Untersuchungen, würde ich nur der intellektuellen Düperie sogenannter geschichtlicher Objektivität aufsitzen, vor der die Ermordeten so schuldig sind wie die Mörder, wenn nicht gar schuldiger. Eine Wunde wurde mir geschlagen. Ich habe sie zu desinfizieren und zu verbinden, nicht nachzudenken, warum der Schläger die Keule hob, und im erschlossenen Darum ihn schließlich halb und halb zu diskulpiere.

Nicht die Antisemiten gingen mich an, nur mit meiner Existenz hatte ich fertigzuwerden. Das war schwer genug. Gewisse Möglichkeiten, die in den Kriegsjahren sich mir aufgetan hatten, waren nicht mehr gegeben. Ich konnte mir 1945 bis 1947 wohl nicht gut einen gelben Stern anheften, ohne mir dabei albern oder exaltiert zu erscheinen. Es gab auch keine Gelegenheit mehr, dem Feind mit der Faust ins Gesicht zu schlagen, denn er war nicht mehr ohne weiteres kenntlich. Der Wiedergewinn der Würde, ebenso dringlich wie in den vergangenen Jahren von Krieg und Nationalsozialismus, aber nunmehr in einer Wetterlage trügerischen Friedens unendlich viel schwieriger, war weiterhin Nötigung und Begehren. Nur mußte ich klarer als in den Tagen der immerhin möglichen physischen Revolte erkennen, daß ich vor Zwang und Unmöglichkeit stand.

An dieser Stelle muß ich einen Augenblick innehalten und mich abgrenzen gegen alle jene Juden, die nicht aus meinem eigenen Erlebnisbereich sprechen. In seinem Buch »La condition réflexive de l'homme juif« hat der französische Philosoph Robert Misrahi gesagt: »Die Nazikatastrophe ist für-

derhin die absolute und radikale Referenz für jede jüdische Existenz.« Das soll nicht angezweifelt werden, doch bin ich überzeugt, daß nicht jedes jüdische Bewußtsein der Beziehung gewachsen ist. Nur gerade jene können sich an die Jahre 1933-1945 halten, die ein Schicksal wie das meine hinter sich haben. Ich sage das nicht mit Stolz, bewahre. Es wäre lächerlich genug, ehrgeizig zu pochen auf etwas, das man nicht tat, nur erlitt. Eher ist es eine gewisse Scham, mit der ich mein trauriges Vorrecht geltend mache und zu verstehen gebe: Zwar gilt die Katastrophe als existentieller Bezugspunkt für alle Juden, doch geistig nach- und vorvollziehen können das katastrophale Ereignis nur wir, die Geopfereten. Den anderen sei es nicht verwehrt, sich einzufühlen. Sie mögen nachdenken über ein Geschick, das gestern das ihre hätte sein können und es morgen sein kann. Ihre geistigen Bemühungen werden unseren Respekt finden, doch wird er ein skeptischer sein, und im Gespräch mit ihnen werden wir bald verstummen und uns sagen: Nur zu, gute Leute, plagt euch ab, wie ihr wollt, ihr redet ja doch nur wie der Blinde von der Farbe.

Die Parenthese ist geschlossen. Ich bin wieder allein mit mir und ein paar engeren Kameraden. Ich finde mich wieder in den Nachkriegsjahren, die keinem von uns mehr gestatteteten, mit Gewalttätigkeit zu reagieren auf etwas, das sich vor uns nicht deutlich zu erkennen geben wollte. Ich sehe mich wieder vor Zwang und Unmöglichkeit.

Daß diese Unmöglichkeit nicht für alle gilt, liegt auf der Hand. Es gibt unter den Juden dieser Zeit, seien sie Arbeiter in Kiew, Geschäftsleute in Brooklyn, Bauern im Negew, genug Männer und Frauen, deren Judesein immer ein positives Faktum war und blieb. Sie reden jiddisch oder hebräisch. Sie feiern den Sabbat. Sie klären den Talmud oder stehen als junge Soldaten stramm unterm blau-weißen Banner mit dem Davidstern. Sie sind, religiös oder national oder

auch nur individuell-pietätvoll vor dem Bild des Großvaters mit Schläfenlocken, *Juden* als Glieder einer Gemeinschaft. Allenfalls könnte man kurz abweichen und sich mit dem Soziologen Georges Friedmann die Nebenfrage stellen, ob auch ihre Nachkommen es sein werden oder ob nicht vielleicht das Ende des jüdischen Volkes hereinbricht, sowohl in dem Mittelmeerland, wo heute schon der Israeli den Juden ablöst, als auch in der Diaspora, wo am Ende doch der totale Einschmelzungsprozeß der Juden, nicht so sehr in die ihrerseits der Nationalcharakter verlustig gehenden Wirtsvölker als in die größere Einheit der technisch-industriellen Welt sich vollziehen könnte.

Ich lasse diese Frage auf sich beruhen. Das Bestehen oder Verschwinden des jüdischen Volkes als einer ethnisch-religiösen Kommunität bringt mein Gemüt nicht in Aufruhr. Ich kann in meinen Erwägungen den Juden, die Juden sind, weil eine Tradition sie birgt, keinen Raum lassen. Nur für mich selber darf ich sprechen – und immerhin, wenn auch mit Vorsicht, für die wohl nach Millionen zählenden Zeitgenossen, auf die ihr Jüde sein hereinbrach, ein Elementarereignis, und die es bestehen müssen ohne Gott, ohne Geschichte, ohne messianisch-nationale Erwartung. Für sie, für mich heißt Jude sein die Tragödie von gestern in sich lasten spüren. Ich trage auf meinem linken Unterarm die Auschwitznummer; die liest sich kürzer als der Pentateuch oder der Talmud und gibt doch gründlicher Auskunft. Sie ist auch verbindlicher als Grundformel der jüdischen Existenz. Wenn ich mir und der Welt, einschließlich der religiösen und nationalgesinnten Juden, die mich nicht als einen der Ihren ansehen, sage: ich bin Jude, dann meine ich damit die in der Auschwitznummer zusammengefaßten Wirklichkeiten und Möglichkeiten.

Langsamerhand kam ich in den zwei Jahrzehnten, die seit meiner Befreiung hingen, zur Erkenntnis, daß es nicht

ankommt auf positive Bestimmbarkeit einer Existenz. Daß Jude ist, wer von den anderen als Jude angesehen wird, hat einst schon Sartre gesagt, und hat später Max Frisch in »Andorra« dramatisch dargestellt. Es ist nicht korrekturbedürftig, doch darf man es vielleicht ergänzen. Selbst dann nämlich, wenn mich die anderen nicht als Juden bestimmen, wie sie es mit dem armen Teufel in »Andorra« taten, der gern Tischler geworden wäre und den sie nur Kaufmann sein lassen wollten, bin ich doch Jude durch die bloße Tatsache, daß die Umwelt mich nicht ausdrücklich als Nichtjuden fixiert. Etwas sein kann bedeuten, daß man etwas anderes *nicht* ist. Als Nicht-Nichtjude bin ich Jude, muß es sein und muß es sein wollen. Ich habe es anzunehmen und in meiner täglichen Existenz zu bekräftigen, ob ich mich bekennend ins Gespräch menge, wenn im Grünkrاملaden Albernheiten über Juden geredet werden, ob ich mich im Rundfunk an Unbekannte wende, ob ich für eine Zeitschrift schreibe.

Da Jude sein aber nicht nur meint, daß ich eine gestern geschehene und für morgen nicht ausschließbare Katastrophe in mir trage, ist es jenseits der Aufgabe auch *Furcht*. Täglich morgens kann ich beim Aufstehen von meinem Unterarm die Auschwitznummer ablesen; das rührt an die letzten Wurzelschlingungen meiner Existenz, ja ich bin nicht einmal sicher, ob es nicht meine ganze Existenz ist. Dabei geschieht es mir annähernd wie einst, als ich den ersten Schlag der Polizeifaust zu spüren bekam. Ich verliere jeden Tag von neuem das Weltvertrauen. Der Jude ohne positive Bestimmbarkeit, der Katastrophenjude, wie wir ihn getrost nennen wollen, muß sich einrichten ohne Weltvertrauen. Die Nachbarin grüßt freundlich, Bonjour Monsieur; ich ziehe den Hut, Bonjour Madame. Aber Madame und Monsieur sind durch interstellare Distanzen getrennt, denn eine Madame hat gestern weggeschaut, als man einen Monsieur abführte, und ein Monsieur betrachtete Madame durch die Gitterfen-

ster des abfahrenden Wagens wie einen steinernen Engel aus einem hellen und harten Himmel, der den Juden für immer verschlossen ist. Ich lese einen antilichen Anschlag, in dem »la population« zu irgendeinem Verhalten aufgefordert wird, die Müllweimer seien rechtzeitig bereitzustellen oder zu einem nationalen Festtag sei zu flaggen. La population. Noch so ein außerirdisches Reich, in das ich so wenig gelangen kann wie zu Kafkas Schloß, denn la population hatte gestern große Angst, mich zu verbergen, und ob sie morgen mehr Mut haben würde, wenn ich anpöchte, steht leider dahin. Zwanzig Jahre sind hingegangen seit der Katastrophe. Ehrenreiche Jahre für unsereins. Nobelpreisträger im Überfluß. Französische Ministerpräsidenten hießen René Mayer, Pierre Mendès-France; ein amerikanischer UNO-Delegierter namens Goldberg treibt würdigsten antikomunistisch-amerikanischen Patriotismus. Ich traue diesem Frieden nicht. Menschenrechtserklärungen, demokratische Konstitutionen, die freie Welt und die freie Presse. Nichts kann mich wieder einwiegen in einen Sicherheitsschlaf, aus dem ich 1935 erwachte. Ich gehe als Jude durch die Welt gleich einem Kranken mit einem jener Leiden, die keine großen Beschwerden verursachen, aber mit Sicherheit letal ausgehen. Er litt nicht immer an jener Krankheit. Wenn er sein Ich aus der Zwiebel zu schälen versucht wie Peer Gynt, er findet das Übel nicht. Erster Schulgang, erste Liebe, erste Verse: sie hatten nichts zu tun damit. Jetzt aber ist er ein Kranker, bevor und tiefer als er Schneider, Buchhalter oder Dichter ist. So bin auch ich gerade, was ich nicht bin, weil ich nicht war, ehe ich es wurde, vor allem anderen: Jude. Der Tod, dem der Kranke wird nicht entrinnen können, das ist für mich die Drohung. Bonjour Madame, Bonjour Monsieur, so grüßen sie einander. Aber es kann und wird die Frau dem kranken Nachbarn sein Siechtum nicht abnehmen, um selber daran zu Tode zu leiden. So bleiben sie sich fremd.

Ohne Weltvertrauen stehe ich als Jude fremd und allein gegen meine Umgebung, und was ich tun kann, ist nur die Einrichtung in der Fremdheit. Ich muß das Fremdsein als ein Wesenselement meiner Persönlichkeit auf mich nehmen, auf ihm beharren wie auf einem unveräußerlichen Besitz. Immer noch und täglich wieder finde ich mich in der Einsamkeit. Ich habe die Mörder von einst und die potentiellen Aggressoren von morgen nicht hineinzureißen vermocht in die moralische Wahrheit ihrer Untaten, weil mir die Welt in ihrer Totalität dabei nicht half. So bin ich allein wie einstens unter der Folter. Die um mich sind, erscheinen mir nicht als Gegen-Menschen, wie damals die Peiniger. Sie sind die Neben-Menschen, nicht betroffen von mir und der mir zur Seite schleichenden Gefahr. Ich gehe grüßend und ohne Feindseligkeit an ihnen vorüber. Halten kann ich mich nicht an sie, nur an ein positiv unbestimmbares Judesein, meine Last und meine Stütze.

Wo es eine Gemeinsamkeit gibt zwischen mir und der Welt, deren immer noch nicht widerrufenes Todesurteil ich als soziale Realität anerkenne, geht sie auf in der Polemik. Ihr wollt nicht hören? Höret. Ihr wollt nicht wissen, wohin eure Gleichgültigkeit euch selber und mich zu jeder Stunde wieder hinführen kann? Ich sage es euch. Es geht euch nichts an, was geschah, denn ihr wußtet nicht oder wart zu jung oder noch nicht einmal auf dieser Welt? Ihr hättet sehen müssen und eure Jugend ist kein Freibrief und brecht mit eurem Vater.

Noch einmal muß ich mir die Frage stellen, die ich flüchtig schon aufwarf in meiner Analyse der Ressentiments: Bin ich vielleicht psychisch krank und laboriere ich nicht an einem unheilbaren Leiden, nur an Hysterie? Die Frage ist bloß rhetorisch. Die Antwort habe ich mir längst und in voller Bündigkeit erteilt. Ich weiß, was mich bedrängt, ist keine Neurose, sondern die genau reflektierte Realität. Es waren

keine hysterischen Halluzinationen, als ich das »Verrecke!« hörte und im Vorbeigehen vernahm, wie die Leute meinten, es müsse doch wohl eine verdächtige Bewandnis haben mit den Juden, denn andernfalls würde man kaum so streng mit ihnen verfahren. »Man verhaftet sie, so müssen sie eben etwas angestellt haben«, sagte eine ordentliche sozialdemokratische Arbeiterfrau in Wien. »Wie grausam, was man da anstellt mit den Juden, mais enfin...«, spekulierte ein human und patriotisch gesinnter Mann in Brüssel. Ich muß wohl zu dem Ergebnis kommen, daß nicht ich gestört bin oder gestört war, sondern daß die Neurose auf seiten des geschichtlichen Geschehens liegt. Die anderen sind die Irren, und ratlos stehe ich zwischen ihnen herum, ein Vollsinniger, der sich einer Führung durch eine psychiatrische Klinik anschloß und plötzlich Ärzte und Wärter aus den Augen verlor. Doch hat das Urteil der Irren über mich, da es doch jeden Augenblick exekutiert werden kann, volle Verbindlichkeit, und meine eigene Geistesklarheit ist ganz irrelevant.

Diese Reflexionen nähern sich ihrem Ende. Es ist Zeit, nachdem ich dargelegt habe, wie ich mich in der Welt bewege, auszusagen, wie ich zu meinen Stammesverwandten stehe, den Juden. Aber sind sie mir denn auch wirklich verschwägert? Was ein Rassenforscher feststellen mag, daß mein äußerer Habitus diese oder jene jüdischen Merkmale aufweist, kann von Belang sein, wenn ich in eine Volksmenge gerate, die, hepp, hepp, Judenhutz treibt. Es wird zur Nichtigkeit, wenn ich mit mir allein bin oder unter Juden. Habe ich eine jüdische Nase? Das könnte zur Kalamität werden, wenn es, hepp, hepp, losgeht. Das verbindet mich aber keiner einzigen anderen jüdischen Nase in der Welt. Das jüdische Erscheinungsbild, das mir eignet, ja oder nein, ich weiß es nicht, ist Sache der anderen und wird zur meinen erst in der von ihnen hergestellten objektiven Beziehung zu mir.

Sähe ich aus wie herausgetreten aus dem Buch »Juden sehen euch an« des Johann von Leers, es würde für mich keine subjektive Realität haben und würde wohl eine Schicksalsgemeinschaft, aber keine positive Kommunität schaffen zwischen mir und meinen jüdischen Mitmenschen. So bleibt nur das geistige, richtiger: das im Bewußtsein wahrgenommene Verhältnis von Juden, Judentum und mir. Daß es ein Nichtverhältnis ist, habe ich im Anfang schon vorweggenommen. Ich teile mit den Juden als Juden so gut wie nichts: keine Sprache, keine kulturelle Tradition, keine Kindheits Erinnerungen. Im österreichischen Vorarlberg gab es einen Wirt und Metzger, von dem erzählte man mir, er habe fließend Hebräisch gesprochen. Der war mein Urgroßvater. Ich habe ihn nie gesehen, und es muß bald hundert Jahre her sein, daß er gestorben ist. Mein Interesse am jüdischen und an Juden war vor der Katastrophe so gering, daß ich von damaligen Bekannten heute beim besten Willen nicht zu sagen wüßte, wer von ihnen Jude war, wer nicht. Was immer ich auch versuchte, in der jüdischen Geschichte die meine, in der jüdischen Kultur den eigenen Besitz, in der jüdischen Folklore meine persönlichen Reminiszenzen zu finden, es müßte ergebnislos bleiben. Die Umwelt, in der ich mich bewegt hatte in den Jahren, wo man sein Ich erlernt, war keine jüdische, das läßt sich nicht rückgängig machen. Doch steht die Fruchtlosigkeit der Suche nach meinem jüdischen Selbst keinesfalls als Schranke zwischen mir und der Solidarität mit allen bedrohten Juden der Welt.

Ich lese in der Zeitung, man habe in Moskau eine illegal arbeitende Bäckerei für ungesäuerte jüdische Osterbrote entdeckt und die Bäcker verhaftet. Die rituellen Mazoth der Juden interessieren mich als Nahrungsmittel etwas weniger als Knäckebrötchen. Dennoch erfüllt mich das Verfahren der sowjetischen Behörden mit Unruhe, ja Empörung. Irgendein amerikanischer Country-Club, so höre ich, läßt Juden nicht

als Mitglieder zu. Um keinen Preis möchte ich dieser offensichtlich öden bürgerlichen Vereinigung angehören, doch wird die Sache der Juden, die Beitrittsverlaubnis fordern, zu der meinen. Daß irgendein arabischer Staatsmann die Auslöschung Israels von der Landkarte fordert, trifft mich ins Mark, wiewohl ich den Staat Israel nie besucht habe und nicht die mindeste Neigung fühle, dort zu leben. Die Solidarität mit allen in ihrer Freiheit, Gleichberechtigung oder gar physischen Existenz gefährdeten Juden ist *echt*, aber *nicht nur* Reaktion auf den Antisemitismus, der nach Sartre keine Meinung ist, sondern Anlage und Bereitschaft zum Verbrechen des Genozids: sie macht Teil aus meiner Person und ist Waffe im Kampf um Wiedergewinn der Würde. Erst wenn ich, ohne Jude zu sein im Sinne positiver Bestimmbarkeit, Jude bin in der Erkenntnis und Anerkennung des Welturteils über die Juden und schließlich mitwirke im geschichtlichen Berufungsprozeß, darf ich das Wort Freiheit aussprechen. Die Solidarität angesichts der Bedrohung ist alles, was mich mit meinen jüdischen Zeitgenossen, den gläubigen wie den glaubenslosen, den national gesinnten wie den assimilationsbereiten, verbindet. Das ist für sie wenig oder gar nichts. Für mich und meinen Bestand jedoch bedeutet es viel, mehr wahrscheinlich als mein Verständnis der Bücher Prousts oder meine Anhänglichkeit an die Erzählungen Schnitzlers oder meine Freude an der flämischen Landschaft. Ohne Proust und Schnitzler und die windgebeugten Pappeln an der Nordsee wäre ich ärmer, als ich es bin, aber ich wäre noch ein Mensch. Ohne das Gefühl der Zugehörigkeit zu den Bedrohten wäre ich ein sich selbst aufgebender Flüchtling vor der Wirklichkeit.

Ich sage Wirklichkeit, mit Nachdruck, denn darauf kommt es mir letzten Endes an. Der Antisemitismus, der mich als einen Juden erzeugt hat, mag ein Wahn sein, das steht hier nicht zur Debatte. Jedenfalls aber ist er, Wahn oder nicht,

ein geschichtliches und soziales Faktum: ich war nun einmal wirklich in Auschwitz und nicht in Himmels Imagination. Und Wirklichkeit ist er noch immer, das könnte nur völlige Sozial- und Geschichtsblindheit ableugnen. Er ist es in seinen Kernländern, Österreich und Deutschland, wo die Nazikriegsverbrecher nicht oder zu lächerlich geringen Freiheitsstrafen verurteilt werden, von denen sie meist kaum ein Drittel absitzen. Er ist Wirklichkeit in England und in den USA, wo man die Juden toleriert, aber nicht unglücklich wäre, sie los zu sein. Er ist, als nationaler Antizionismus, Wirklichkeit in den arabischen Staaten. Er ist Wirklichkeit, und wie folgenschwere, im geistigen Weltraum der katholischen Kirche; die Komplexität und Konfusion der Konzilsberatungen über die sogenannte Judenklärung war trotz dem ehrenhaften Auftreten so manches Kirchenfürsten eine schmerzliche Scham.

Es kann ja sein, aber es läßt sich angesichts der gegebenen Umstände keinesfalls damit rechnen, daß in den Todesfabriken der Nazis der letzte Akt des großen historischen Dramas der Judenverfolgung gespielt wurde. Ich glaube, die Dramaturgie des Antisemitismus besteht weiter. Eine neuerliche Massenvernichtung von Juden kann als Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden. Was würde wohl geschehen, wenn die heute durch Ost und West mit Waffenlieferungen unterstützten arabischen Länder in einem Krieg gegen das kleine Israel einen totalen Sieg errängen? Was würde, nicht nur für die Neger, auch für die Juden, ein Amerika bedeuten, das dem Militärfaschismus verfiel? Was wäre das Schicksal der Juden in dem zur Zeit judendichtesten Land Europas, in Frankreich, gewesen, wenn im Anfang dieses Dezenniums nicht de Gaulle triumphiert hätte, sondern die OAS?

Mit einigem Widerstreben lese ich in der Studie eines sehr jungen holländischen Juden die folgende Definition des Juden: »Ein Jude kann beschrieben werden als jemand, der

mehr Angst, Mißtrauen, Verdruß hat als seine Mitbürger, die niemals verfolgt wurden.« Die scheinbar richtige Begriffsbestimmung wird falsch durch die Unterschlagung eines unerläßlichen Zusatzes, der da heißen müßte: »... denn er erwartet mit guten Gründen jederzeit eine neue Katastrophe.« Auf das Bewußtsein des vergangenen und die legitime Befürchtung eines neuen Kataklysmus läuft alles hinaus. Ich, der ich beide in mir trage – und diesen doppelt lastend, weil ich jenem nur durch ein Ungefahr entrann –, bin nicht »traumatisiert«, sondern stehe in voller geistiger und psychischer Entprechung zur Realität da. Das Bewußtsein meines Katastrophen-Judeseins ist keine Ideologie. Es darf verglichen werden dem Klassenbewußtsein, das Marx den Proletariern des neunzehnten Jahrhunderts zu entschleiern versuchte. Ich erlebe und erhelle in meiner Existenz eine gesellschaftliche Realität meiner Epoche, und da ich sie tiefer erfuhre als die Mehrzahl meiner Stammesgenossen, kann ich sie auch besser erleuchten. Das ist kein Verdienst und keine Gescheitheit, nur ein Zufallsgeschick.

Alles könnte leichter getragen werden, wenn meine Verbundenheit mit den anderen Juden sich nicht erschöpfte in revolutionärer Solidarität, wenn der Zwang sich nicht ständig stieße an der Unmöglichkeit. Ich weiß es nur allzu gut. Ich saß neben einem jüdischen Freund bei der Aufführung von Arnold Schönbergs »Ein Überlebender aus Warschau«: Als, von Posaunenklängen begleitet, der Chor anstimmte »Sch'ma Israel«, wurde mein Begleiter kalkbleich, und Schweißperlen traten auf seine Stirn. Mein Herz pochte nicht schneller, aber ich fühlte mich bedürftiger als der Kamerad, den das unter Posaunenstößen gesungene Judengebete erschütterte hatte. Jude sein, dachte ich mir nachher, ich kann es nicht in Ergriffenheit, nur in Angst und Zorn, wenn Angst sich, um Würde zu erlangen, in Zorn verwandelt. »Höre Israel« geht mich nichts an...Nur ein »Höre Welt« möchte zornig aus

mir dringen. So will es die sechsstellige Nummer auf meinem Unterarm. So fordert es das Katastrophengefühl, Dominante meiner Existenz.

Offt habe ich mich abgefragt, ob sich menschlich leben läßt in der Spannung zwischen Angst und Zorn. Wer diesen Überlegungen folgte, dem mag ihr Verfasser wohl als ein Ungeheuer, wenn nicht an Rachsucht, so jedenfalls an Verbitterung erscheinen. Eine Spur von Wahrheit kann in solcher Einschätzung liegen, aber eben nur eine Spur. Wer den Versuch macht, Jude zu sein auf meine Art und unter den mir auferlegten Bedingungen, wer in der Erhellung der eigenen durch die Katastrophe bestimmten Existenz in sich die Wirklichkeit der sogenannten Judenfrage zusammenzufassen und auszuformen hofft, der ist ganz ohne Treuherrigkeit. Es fließt ihm nicht humaner Honigseim von den Lippen. Die generöse Geste bringt er nur schlecht zustande. Jedoch ist damit nicht gesagt, daß Angst und Zorn ihn verurteilen, weniger rechtschaffen zu sein, als seine ethisch befugelten Zeitgenossen es sind. Er kann Freunde haben und hat sie, selbst unter den Angehörigen gerade jener Völker, die ihn für immer in die Schaukel zwischen Angst und Zorn hängten. Er kann auch Bücher lesen, Musik hören wie die Unbeschädigten, nicht weniger fühllos als sie. Geht es um Fragen der Moral, wird er wahrscheinlich gegen Ungerechtigkeiten jeder Art sich empfindlicher zeigen als seine Nebenmenschen. Auf ein Photo prügelnder südafrikanischer Polizisten oder amerikanischer Sheriffs, die heulende Rüden hetzen auf schwarze Bürgerrechtskämpfer, wird er gewiß reizarbarer reagieren. Weil es mir schwer wurde, Mensch zu sein, bin ich darum doch wohl kein Unmensch geworden.

Nichts anderes unterscheidet mich schließlich von den Leuten, unter denen ich meine Tage bringe, als eine schwankende, manchmal stärker, manchmal schwächer fühlbare Unruhe. Doch ist es eine *soziale* Unruhe, keine metaphysische. Nicht

das Sein bedrängt mich oder das Nichts oder Gott oder die Abwesenheit Gottes, nur die Gesellschaft: denn sie und nur sie hat mir die existentielle Gleichgewichtsstörung verursacht, gegen die ich aufrechten Gang durchzusetzen versuche. Sie und nur sie hat mir das Weltvertrauen genommen. Die metaphysische Bedrängnis ist eine elegante Sorge von höchstem Standing. Sie bleibe Sache derer, die da immer wußten, wer und was sie sind, warum sie es sind, und daß sie es bleiben dürfen. Ich muß sie ihnen überlassen – und es ist nicht deshalb, daß ich mich armselig fühle vor ihnen.

In meinem unablässigen Bemühen, die Grundkondition des Opfers auszuforschen, im Zusammenstoß mit Zwang und Unmöglichkeit, Jude zu sein, glaube ich erfahren zu haben, daß die äußersten Zumutungen und Anforderungen, die an uns gestellt werden, physischer und sozialer Natur sind. Daß mich solche Erfahrung untauglich gemacht hat zu tief sinniger und höchfliegender Spekulation, weiß ich. Daß sie mich besser ausgerüstet haben möge zur Erkenntnis der Wirklichkeit, ist meine Hoffnung.

Jean Améry bei Klett-Cotta

»Jean Améry – bekannter Kulturschriftsteller mit heißem Herzen, mutiger und kategorischer Neinsager in allen Fällen, wo sich seine Fortschrittskepsis von den Wahnteilen der blinden Fortschrittsbessenen trennt. Humanist aus Leidenschaft und Überzeugung.«

Die Tat, Zürich

Charles Bovary, Landarzt

Porträt eines einfachen Mannes

162 Seiten, Leinen. ISBN 3-608-93329-8

Hand an sich legen

Diskurs über den Freitod

155 Seiten, Pappband. ISBN 3-608-95226-8

»Wer abspringt, ist nicht notwendigerweise dem Wahnsinn verfallen, ist nicht einmal unter allen Umständen »gestört« oder »verstört«. Der Hang zum Freitod ist keine Krankheit, von der man geheilt werden muß wie von den Masern... Der Freitod ist ein Privileg des Humanen.«

Lefeu oder Der Abbruch

Roman-Essay

194 Seiten, Leinen. ISBN 3-12-900170-0

Unmeisterliche Wanderjahre

Aufsätze

147 Seiten, gebunden. ISBN 3-608-95334-5

Örtlichkeiten

Nachwort von Manfred Franke

143 Seiten, Leinen. ISBN 3-12-900171-9



Klett-Cotta